

CRAIG MASON

LUZIFERS PAPST

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2025 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter
Titelbild: Mario Heyer
Umschlaggestaltung: Mario Heyer u. V. der KI Software Midjourney
Logo: Mark Freier
Vignette: Jörg Kleudgen
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-68984-552-0

Vatikan, Mitternacht.

Die Glocke von St. Peter schlug zwölf. Ihr Klang war schwer wie Blei, drang durch die Mauern aus uraltem Stein, ließ die Dunkelheit erbeben, als wolle sie selbst bezeugen, dass in dieser Nacht etwas Unheiliges geschah.

Monsignore Giovanni Di Maria, der Chefexorzist des Heiligen Stuhls, ging mit langsamen, wachsamem Schritten durch die kalten Korridore des Apostolischen Palasts. Der Wind, der durch Risse und Spalten in Wänden und Fundamenten zog und durch offene Arkaden strich, brachte den beißenden Geruch von nassem Stein, altem Weihrauch und etwas anderem mit sich – einer dunklen Vorahnung.

Di Maria war ein Mann, an dem die Zeit nicht einfach vorbeigegangen war. Vielmehr hatte sie an ihm mit harter, unerbittlicher Hand gearbeitet. Sein Äußeres war ein lebendiges Zeugnis jahrzehntelangen Kampfes gegen das Unsichtbare, das Bösertige, das man nicht greifen konnte und dennoch tiefe Furchen hinterlassen hatte. Er war achtundsechzig Jahre alt, aber seine Erscheinung wirkte älter, nicht gebrechlich, sondern wie eine Statue aus Granit, die allen Stürmen getrotzt hatte. Er war mittelgroß, doch seine Haltung hatte etwas Unnachgiebiges, das ihn größer wirken ließ.

Der Monsignore war nicht gerade imposant, dafür aber unübersehbar. Wenn er einen Raum betrat, senkten sich die Stimmen. Wahrlich nicht aus Angst, vielmehr aus Res-

pekt. Sein Gesicht war hager, eingefallen an den Wangen, mit scharfen Konturen. Die Haut ledrig, sonnengegerbt, durchzogen von winzigen Adern und unzähligen Falten. Die Stirn breit, von tiefen Gedankenfurchen gerippt, als hätte jede schwere Entscheidung der Kirche eine Kerbe hinterlassen. Die Augen tiefsitzend, umschattet von müden Lidern, aber wach. Ihre Farbe lag irgendwo zwischen Dunkelgrau und Bernstein, je nach Licht. In ihnen loderte kein fanatischer Glanz, sondern eine ruhige, stählerne Wachsamkeit. Es waren Augen, die gesehen hatten, was andere nicht überlebt hätten. Das Haar war schütter und silberweiß. Es stand ein wenig wirr an den Schläfen ab, als wollte es gegen die Tatsache des unwiederbringlichen Ausfalls rebellieren. Der Bart kurz, gepflegt, fast militärisch, mit weißem Grau durchzogen, wie gefrorener Schnee auf altem Lavagestein. Giovanni trug stets dasselbe Gewand: eine schlichte schwarze Soutane, ohne Zierrat, ohne Luxus, abgesehen von einem schmalen purpurnen Saum – das stille Zeichen seines Ranges. Auf der Brust baumelte ein schmuckloses Kruzifix, dessen Silber bereits angelaufen war. Es war nicht nur ein Symbol, es war eine Waffe. Benetzt mit Weihwasser, heiligem Öl und geweihter Asche. Die Kette war rau, kratzte auf der Haut und erinnerte ihn daran, dass selbst das Heilige unbequem sein musste, wenn es ernst gemeint war.

Giovanni Di Maria war ein erfahrener Mann. Er kannte die Wege der Hölle. Er hatte Dämonen gesehen, die sich in menschlichen Stimmen verbargen, hatte das Zischen

des Unsichtbaren vernommen, wenn unreine Seelen ihr Gift versprühten.

Doch in dieser Nacht war es anders. Keine Stimme, kein Schrei, sondern ein Flackern. Ein Licht, wo keines sein durfte.

Die müden Augen des Monsignore richteten sich auf ein hochgelegenes Fenster, das zur vergessenen Kapelle Sancta Caecilia gehörte. Ein Ort, der eigentlich schon vor Jahrzehnten geschlossen worden war. Nun, hinter den bunten Glasbildern glomm ein schwacher Lichtschein.

Er hielt inne. Etwas in ihm schrie: *Kehre um.*

Aber der Chefexorzist war keiner, der wegsah. Niemals.

Langsam näherte er sich der Kapellentür. Das Holz war rissig, uralte, stand einen Spalt offen, als hätte jemand absichtlich eine Einladung ausgesprochen. Er legte die Hand auf das kühle Metall der Klinke, zog sie lautlos ein paar weitere Zentimeter auf und spähte hindurch.

Das, was sich ihm gleich darauf offenbarte, ließ selbst sein erfahrenes Herz für einen Moment stillstehen.

Im Halbdunkel der Kapelle flackerte das Licht dutzender Kerzen, die in einem Kreis aufgestellt waren. Ihre Flammen warfen Schatten, die über die Wände krochen wie lebendige Kreaturen. Die Heiligenstatuen an den Seitenwänden waren mit Tüchern verhüllt. Der Altar selbst war entweiht. Denn dort, wo einst das Kreuz Christi gehangen hatte, prangte nun ein umgedrehtes Kruzifix, das verzerrt und zerschmolzen wirkte, geschmückt

mit blutigen Dornen. Der Altartisch war mit schwarzem Samt bedeckt, auf dem ein Kelch abgestellt war. Nicht aus Gold, sondern aus einem unbekanntem, matt glänzenden Metall, in das Schlangen eingeritzt waren.

Im Zentrum der Szenerie stand Kardinal Giuseppe Pellegrino. Er war auf eine Weise schön, die nicht von dieser Welt zu stammen schien. Nicht die altersmilde Schönheit eines alten Würdenträgers, nicht die autoritäre Würde eines Kirchenmannes. Vielmehr besaß Pellegrino eine blendende, betörende Erscheinung, die gleichermaßen Vertrauen und instinktive Furcht auslöste. Sein Gesicht war makellos – zu makellos. Glatt, statt faltig, obwohl er Mitte siebzig sein mochte. Keine Falte störte die Symmetrie. Die Haut war elfenbeinfarben, fast durchscheinend. Seine Wangenknochen waren hoch und fein gemeißelt, die Nase gerade, die Lippen schmal, doch weich geformt, wie die eines Mannes, der nie laut sprechen musste, um gehört zu werden. Seine Augen jedoch waren das Auffälligste. Groß, mandelförmig, von einem tiefen, flüssigen Grau. Nicht das Grau toter Asche, sondern das lebendige Grau eines aufziehenden Sturms. Sie schienen in Menschen hineinzusehen, durch Masken hindurch, bis auf den Grund der Seele, um sie dort zu berühren. Wer in diese Augen blickte, vergaß zu denken. Vergaß zu zweifeln. Sein Haar war rabenschwarz, doch nicht auf künstliche Weise. Kein Grau störte die dunkle Fülle, die er sorgfältig nach hinten gekämmt trug. Sie verlieh ihm eine fast antike Erscheinung, als wäre er einem Fresko

der Renaissance entstieg. Ein weiteres Zeichen seiner disziplinierten Selbstdarstellung. Sein Gang gemessen, beinahe schwebend, hatte nichts mit dem eines alten Mannes zu tun. Er schien den Boden nicht zu berühren, so lautlos bewegte er sich. Die Robe rauschte bei jeder Bewegung. Nicht wie Stoff, sondern wie Wasser. Wenn er sprach, war seine Stimme samtig und tief, mit einem kaum merklichen Hall, als käme sie aus einer großen Leere. Sie klang wie eine Melodie, die man schon als Kind kannte, jedoch nie einordnen konnte.

Die Menschen, die Pellegrino begegneten, sahen in ihm Hoffnung, Licht, einen Neuanfang. Aber Giovanni Di Maria sah tiefer, denn unter dieser perfekten Fassade lag etwas Unfassbares. Ein Schatten, der durch seine Bewegungen hindurchsickerte. Etwas an ihm fühlte sich falsch an – wie bei einem Trugbild. Daran dachte er jedes Mal, wenn er ihn zufällig auf den Gängen des Vatikans antraf.

Normalerweise trug Pellegrino einen purpurroten Talar. Doch nun war er in ein schwarzes Messgewand gekleidet, durchzogen von goldenen Symbolen, die der beobachtende Chefexorzist nur aus apokryphen Texten kannte. Sie stammten aus jenen dunklen Kapiteln der Dämonologie, die selbst im Apostolischen Stuhl unter Verschluss gehalten wurden. Hinzu kamen okkulte Ornamente, geflügelte Wesen, die nicht ganz Engel waren, Spiralen ohne Zentrum und Runen, die an die älteren Sprachen erinnerten. Sumerisch, Ugaritisch, Babylo-

nisch. Um seinen Hals trug der Kardinal statt eines einfachen Kreuzes ein seltsames Medaillon. Ein dreistrahliges Symbol, das in einem auf dem kopfstehenden Dreieck eingelassen war. Es wirkte wie ein Auge – und vielleicht war es genau das.

An der Seite des Würdenträgers standen drei maskierte Männer. Ihre Gesichter waren hinter Ziegenmasken verborgen, deren Hörner sich bizarr in das Halbdunkel reckten.

Pellegrino hob beide Arme. Aus seinem Mund drangen Worte. Keine lateinischen Gebete, sondern uralte, unheilige Silben, die wie das Knacken gebrochener Knochen klangen: „*Zazas, Zazas, Nasatanada Zazas ...*“

Die fremde Litanei fraß sich wie schneidendes Glas durch den Raum. Es war die Sprache der Tiefe. Enochisch vielleicht oder etwas noch Älteres, längst Verdammtes. Die Sprache des Teufels.

Dann hob Pellegrino eine Hostie empor, weiß, makellos und geweiht. Doch nun schnitt er sich mit einem Ritualdolch, den er aus seiner schwarzen Soutane hervorgeholt hatte, in die Handfläche, ließ das Blut rituell über das Allerheiligste der Eucharistie rinnen. Schließlich presste er mit langsamer, feierlicher Geste die Hostie auf den Boden, zermalmte sie unter der Sohle seines nackten Fußes.

Ein Fluch. Eine Perversion. Ein Sakrileg.

„*Et panis factus est stercus* – Und das Brot wurde zum Kot ...“

Giovanni Di Maria stand nach wie vor wie versteinert im Türrahmen, halb verborgen im Schatten des Seiteneingangs. Das Bild, das sich ihm bot, entsprach einem Alptraum aus den ältesten Kapiteln der Apokryphen, die man niemals hätte aufschlagen dürfen.

Das war keine christliche Eucharistie. Die Ordnung war verkehrt, das Licht war falsch, und das Schweigen der Wände, das jahrhundertlang die Liturgie getragen hatte, schien nun selbst zu flüstern, zu zittern vor Entweihung. Dies war eine bewusste, systematische, durchgeführte Schwarze Messe! Ein Umkehrakt, geschaffen, um nicht nur Gott zu verhöhnen, sondern seine Gegenwart von diesem Ort zu vertreiben.

Die Luft vibrierte, als sei plötzlich etwas Unbegreifliches anwesend.

Und dann wurde *sie* herbeigeführt. Gefesselt und nackt auf den Altar gelegt.

Eine junge Frau, kaum zwanzig. Ihre Haut war blass, der Körper regungslos. Ihre Augen waren geöffnet, glasig. Vielleicht betäubt, vielleicht noch bei Bewusstsein. Ihre Lippen bewegten sich stumm, als bete sie, doch kein Laut drang hervor. Ihre Handgelenke waren mit einem Rosenkranz umwickelt, wie ein letzter Hohn auf das Heilige.

Pellegrino trat näher an die Nackte heran, beugte sich zu ihr hinab, flüsterte etwas, das Giovanni nicht verstand, und küsste sie auf die Stirn. Dann machte er einen Schritt zurück, die Arme erhoben, und sagte in einer Mischung

aus Aramäisch und einer Sprache, die der Chefexorzist nur aus den apokryphen *Clavicula Salomonis* kannte: „*Aperi portas inferni. Adveni, Lucifer! Filius aurorae, revertere!* – Öffne die Tore der Hölle. Komm, Luzifer! Sohn der Morgenröte, kehre bald zurück!“

Die Flammen zuckten hoch, der Rauch wurde dichter. Und für einen Moment, nur einen Atemzug lang, verzog sich das Licht, als würde ein Wesen aus Schatten durch den Raum wabern, hinter dem jegliche Helligkeit floh.

In Pellegrinos rechter Hand lag noch immer der Ritualdolch. In seinen ansonsten grauen Augen blitzte für einen flüchtigen Moment etwas auf, das nicht menschlich war.

Giovanni schluckte trocken. Die Erkenntnis überrollte ihn wie eine Lawine.

Hier geschah absolut Böses! Begangen von einem Fürsten der Kirche. Nicht symbolisch, nicht im übertragenen Sinn, sondern *leibhaftig*.

Die Maskierten hielten den goldenen Kelch bereit, aus dem schwarzer Rauch aufstieg.

Der Chefexorzist, der hätte spätestens jetzt eingreifen müssen, stand wie gelähmt. Die Luft um ihn herum war schwer, elektrisiert, als würde das Universum selbst den Atem anhalten. Der Qualm der Kerzen kroch durch die Kapelle, zog sich um die Pfeiler, strich durch das Haar der maskierten Häscher, die schweigend auf ihre Rolle warteten.

Und im Zentrum – auf dem Altar – lag immer noch die junge Frau.

Die Umrisse ihres Körpers zitterten schwach. Die Fesseln schnitten tief in die Handgelenke, doch sie wehrte sich nicht mehr. Vielleicht hatte sie bereits die Schwelle überschritten, an der sich die Seele löste, ehe der Leib starb.

Die Klinge des Dolchs in der Faust des Kardinals war schwarz – nicht lackiert, eher als wäre sie aus der Dunkelheit selbst geschmiedet worden. Der Griff war von zwei sich windenden Schlangen geformt, deren Augen aus Rubin zu glühen schienen.

Pellegrino hob das Messer mit einer Geste, die beinahe zärtlich wirkte. Seine Stimme war leise, und doch füllte sie jeden Winkel der Kapelle: „*Per sanguinem virginalem ... per pactum aeternum ... veni, Lux veritatis, veni!* – Durch das Blut der Jungfrau ... durch den ewigen Pakt ... komm, Licht der Wahrheit, komm!“

Die Flammen flackerten wilder, hektischer. Der Raum schien sich zu neigen. Dann rezitierte er erneut – in einer Sprache, die Giovanni nicht kannte. Noch älter, noch verdammer.

„*Ath Talu Uru Ilem ... Azoth Astartes ... LUZIFER!*“

Die maskierten Männer begannen zu summen. Kein Gesang – ein archaisches, vibrierendes Dröhnen. Es stieg an wie ein Schwarm Fliegen, der ein Tier umkreiste, das noch atmete. Die Wände zitterten.

Pellegrino setzte nun zwischen die Brüste des Mädchens die Klinge an. Exakt an jenem Punkt, den alte Schriften als *Herzpfad der Offenbarung* bezeichneten.

Ein kurzer Blick. Keine Emotion. Kein Zögern. Dann stieß er zu!

Ein keuchender Laut – nicht von ihr, sondern aus dem Raum selbst. Als hätte die entweihte Kapelle aufgeschrien.

Das Blut floss in dünnen, leuchtenden Linien. Tropfen für Tropfen fiel es in den Kelch an der Seite ihres Leibes. Der Dolch schnitt in langsamer, ritualisierter Bewegung. Nicht nur, um zu töten, sondern um zu öffnen. Um einen Kanal zu schaffen. Für etwas, das für Gläubige nicht hierher gehörte.

Di Maria glaubte, sich übergeben zu müssen. Er rang nach Luft. Der Gestank von verbranntem Wachs und Eisen schien ihn zu erdrücken. Seine Hände krampften sich um das Kruzifix auf seiner Brust.

Pellegrino beugte sich noch weiter hinab, tauchte zwei Finger in das Herzblut und malte drei Symbole auf seine eigene Stirn: einen Kreis, ein Dreieck, ein umgedrehtes Kreuz. Dann sprach er, seine Stimme nun nicht mehr menschlich, sondern ein Echo aus der Tiefe: „*Et nunc – Filius aurorae – revertere!* – Und nun – Sohn der Morgenröte – kehre zurück!“

In diesem Moment verdunkelte sich das flackernde Kerzenlicht. Ein Schatten, der schon zuvor kurz erschienen war, senkte sich auf den Altar, schwer, pulsierend, lebendig. Jedoch nur für einen Sekundenbruchteil. Und Pellegrino lachte. Leise und sanft, wie ein Vater, der sein Kind willkommen hieß.

Das Opfer war gebracht. Das Blut war geflossen. Die Riten waren vollzogen worden mit jener grausamen Präzision, die nur aus Jahrtausenden des verborgenen Wissens geboren sein konnte. Doch es war nicht genug.

Die Flammen flackerten, der Singsang uralter Worte der falschen Kardinalshäscher hallte weiterhin zwischen den Steinen, und der Schatten, der gekommen war, flüsterte bereits durch die Ritzen der Realität. Und dennoch war er noch nicht *ganz hier*.

Es fehlte etwas. Nicht an Macht, sondern an Substanz. Denn die Schwelle zwischen den Welten ließ sich nicht durch ein einzelnes Menschenleben durchstoßen. Nicht einmal durch das reine Blut einer Jungfrau, nicht durch Schwarze Messen, nicht durch alte Zungen allein. Es musste *vollkommen* vorbereitet werden. Das Gewebe der Kirche, der Glaube der Massen, das Herz der Menschheit – sie alle mussten zersetzt werden, um Luzifer Platz zu machen.

Und so wandte sich Pellegrino von der jungen, geopferten Frau ab, während ihr Pulsschlag verebbte.

Kein Mitgefühl, kein Triumph, nur ein stilles Wissen, das tief in ihm wohnte: Er selbst war das auserwählte Gefäß. Geformt seit Jahrzehnten. Nicht durch Zufall, nicht durch Geburt, sondern durch sorgfältige Vorbereitung. Seit seiner Kindheit war er beobachtet worden, trainiert, indoktriniert, sein Körper makellos gehalten, seine Seele ausgehöhlt. Alles Heilige in ihm verdorrt, ersetzt durch einen Kern aus Schweigen, aus glitzernder Leere, aus empfangsbereiter

Dunkelheit. Einzig geschaffen, um die Wiederkunft des *Morgensterns* vorzubereiten und zu erfüllen.

Und das war erst der Anfang ...

Pellegrino ließ von dem Ritualopfer ab und trat ganz nahe vor das umgedrehte Kreuz.

„Noch ist dein Reich nicht gekommen. Doch ich werde es für dich bauen, strahlender Engel Luzifer! Stein für Stein. Herz für Herz. Leben für Leben.“

Er warf einen Blick über die Schulter zu der jungen, aufgeschlitzten Frau und lächelte.

Das Lächeln eines Wissenden. Eines Eingeweihten. Eines *Erleuchteten*.



Der Augenblick, in dem sich Giovanni Di Maria verriet, war flüchtig – kaum mehr als ein leises Knirschen unter seiner Sohle, als er dem Ort des Grauens den Rücken kehren wollte.

Und doch genügte es.

Einer der Maskierten drehte abrupt den Kopf. Die Kapuzenmaske aus Ziegenleder spannte sich über einem Gesicht, das Giovanni nicht sehen konnte – aber das ihn sah. Und zwar mit der Präzision eines Jägers. Oder anders ausgedrückt, wie ein Raubtier, das den warmen Hauch seiner Beute witterte.

Jetzt wandte sich auch Pellegrino zu ihm um. Langsam. Wie eine Schlange, die den Moment genoss.

„Monsignore Di Maria ...“, rief er gleich darauf mit engelssanfter Stimme. So vertraut, so verräterisch, so falsch. „Du hast mich beobachtet, wurdest unfreiwillig Zeuge dieser Weihe.“

Der Chefexorzist wich instinktiv zurück. Doch die Schatten, die sich hinter ihm regten, waren schneller.

Zwei der maskierten Männer hatten sich durch einen Seitenausgang unbemerkt hinterrücks an ihn herangeschlichen, bewegten sich dabei völlig lautlos. Nur ihre Umhänge rauschten wie zerrissene Liturgien.

Der erste Maskierte traf Di Maria mit einem Stoß in die Seite, der diesem den Atem raubte. Der Zweite warf sich auf ihn, schlug ihm mit etwas Metallenen gegen den Hinterkopf.

Jäh wurde die Welt schwarz um den Chefexorzisten des Vatikans.



Der Raum aus schwarzem Tuffstein, den kein Plan des Apostolischen Stuhles je aufführte, war durchzogen von Weihrauchschwaden, deren Duft mit Schwefel, altem Blut und verbranntem Wachs vermischt war. Die Wände waren feucht, bedeckt mit uralten Runen und fremden

Symbolen. Flackerndes Licht von Dutzenden Kerzen tanzten auf ihnen. In der Mitte des Gewölbes ragte ein umgedrehtes Holzkreuz empor, geschreinert aus dem Stamm eines Baumes aus den päpstlichen Gärten.

An diesem Kreuz hing Giovanni Di Maria, nackt bis auf sein Unterhemd.

Nicht einfach gefesselt, sondern *genagelt*. Durch Hände und Füße. Die Schmerzen hatten ihn längst an den Rand des Wahnsinns getrieben, nachdem er wieder aus der Besinnungslosigkeit erwacht war. Und doch waberte noch eine Spur Klarheit in seinen Gedanken.

Seine Arme waren überdehnt, die Handgelenke blutig von den Nägeln. Seine Knie zitterten, der Kopf dröhnte. Das Blut lief ihm langsam von der Stirn über das Gesicht – ein dünner, warmer Strom. Schließlich hatte man ihm auch eine Dornenkrone aufgesetzt und an seinen Ohren befestigt, damit sie in dieser unnatürlichen Haltung nicht von seinem Schädel rutschte.

Pellegrino stand beinahe majestätisch vor ihm. Um ihn herum die maskierten Häscher, stumm wie Grabwächter, die inzwischen die ausgeblutete Leiche der jungen Frau fortgeschafft hatten, als sei sie nie da gewesen.

„Du bist ein fanatischer Verfechter des Glaubens, Di Maria“, sagte der Kardinal sanft. „Doch du hast nie verstanden, dass das Licht – das *wahre* Licht – jenseits des Kreuzes liegt. Jenseits *deines* Gottes.“

„Du ... bist kein Fürst der Kirche ...“, stieß der Exorzist heiser hervor. „Du ... bist ein Diener Luzifers ...“

Ein leises Lächeln umspielte Pellegrinos Lippen. „Und doch hat die Kirche mich geformt, ihre Schwäche mich geboren, ihre Arroganz mich genährt.“

In seinen Augen glomm ein kaltes Leuchten, so silbern, wie Mondlicht auf einem Grab oder wie erkaltes Quecksilber. „Du bist der Einzige außerhalb meines Gefolges, der nun weiß, wer und was ich wirklich bin. Deshalb wirst du auch der Erste sein, der stirbt, damit das Reich Luzifers beginnen kann. Verstehe – es ist keine Sünde, das Licht zurückzubringen!“

Dann gab der Kardinal einem seiner Häscher einen Wink. Ein Maskierter trat vor. In seiner Faust hielt er einen schmiedeeisernen Schürhaken, erhitzt an der Flamme des Altars im Hintergrund. Die Spitze war glühend rot.

„*Non serviam* – Ich diene nicht“, flüsterte der Chefexorzist, das alte Bekenntnis der Engel, die nicht fielen.

Noch in derselben Sekunde wurde ihm der feurige Schürhaken in die Seite getrieben. Der Schmerz war heftiger als jener, der durch die Kreuzigung in ihm wütete. Für einen Moment überschritt er beinahe die Schwelle zu einer erneuten Ohnmacht. Aber eben nur *beinahe*.

Der scharfe Geruch von verbranntem, verkohlten Fleisch stieg auf.

Pellegrino wandte sich um, nahm eine schwarze Fackel aus einer Wandhalterung und zündete das Holzkreuz mit dem angenagelten Exorzisten selbst an, das zuvor mit Brandbeschleuniger präpariert worden war.

Es fing sofort Feuer. Die Flammen leckten empor, zischten, als würden sie Di Marias Geist zerreißen. Er schrie nicht mehr, er betete nicht mehr. Stattdessen blickte er dem furchtbaren Verbrennungstod mit offenen Augen entgegen, als wäre er seine Erlösung von dem universalen Schmerz.

Als das Kreuz niederbrannte, blieb nicht mehr viel zurück. Keine Leiche. Keine Knochen. Nur ein Aschehäufchen und Rauch.

Die Überreste des gekreuzigten Brandopfers wurden in die tiefsten Katakomben des Vatikans getragen – in einen Teil, der nie geweiht worden war. Wo keine Karte hinführte. Kein Gebet, kein Licht.

Ab diesem Tag galt Monsignore Giovanni Di Maria offiziell als spurlos verschwunden.



Währenddessen trauerte die Welt. Freilich nicht um den unglückseligen, gefolterten Monsignore Giovanni Di Maria, den außerhalb der Vatikanmauern fast niemand kannte. Sondern um den kürzlich verstorbenen, zweiundneunzigjährigen Papst Innozenz XV., der als konservativer, aber gütiger Hirte über zwei Jahrzehnte hinweg die Geschicke der katholischen Kirche gelenkt hatte. Er galt als letzte moralische Bastion. Ein Mann, der noch

an der alten Ordnung festgehalten hatte – unbeirrbar, fromm. Und einsam. Man fand ihn am frühen Morgen des 12. Dezember leblos in seiner Kammer. Die Fenster geöffnet, die weiße Soutane ordentlich auf dem Lehnstuhl gefaltet, ein Rosenkranz zwischen die Finger geklemmt. Herzstillstand, hieß es. Keine Obduktion. Keine Autopsie.

Der Petersplatz war schwarz geflaggt, die Fenster der Kurie mit Trauertüchern verhüllt. Im Inneren des Petersdoms dröhnten die Totenglocken, als würde die Ewigkeit selbst Abschied nehmen wollen. Hunderttausende pilgerten zum Sarg des verstorbenen Pontifex. Manche beteten. Andere weinten. Viele schwiegen in jener furchtvollen Erwartung, die stets kam, wenn ein mächtiges Vakuum entstand. Staatschefs aller Nationen reisten an. Könige. Präsidenten. Minister. Selbst aus Ländern, in denen der Glaube keine Bedeutung mehr hatte, kamen Vertreter. Denn wenn der Papst starb, verstummte auch für einen Moment die Zeit.

Doch während die Welt weinte und trauerte, begann im Inneren der vatikanischen Mauern bereits das nächste Kapitel. Die Beerdigung war ein Vorhang. Dahinter tobten Machtkämpfe, verborgen unter der Robe aus Gebet und Ritual.

Die Kardinäle reisten an. Einer nach dem anderen: aus Nord- und Südamerika, aus Afrika, Asien, Europa, Australien. Die geheimen Machtblöcke nahmen Gestalt an – die Traditionalisten, die Liberalen, die Globalen, die Iso-

lationisten. Und über allen thronte eine neue Hoffnung in persona des italienischen Kardinals Giuseppe Pellegrino.

Er war anders. Jung für einen Purpurträger, strahlend, bildschön, von faszinierender Ruhe. Er besaß das Charisma eines Filmstars und die rhetorische Brillanz eines Philosophen, war beliebt in der Öffentlichkeit, in der er Arme und Gefallene umarmte und Kinder küsste. Pellegrino trat nicht auf wie ein Politiker, vielmehr wie ein Prophet. Wo andere Kardinäle mit bleichen Lippen lateinische Floskeln murmelten, sprach er mit glühenden Worten von Erneuerung, Frieden, universeller Gerechtigkeit. Von einer Kirche, die nicht mehr richtete, sondern heilte.

„Die Welt hat genug von Angst und Dunkelheit. Es ist Zeit für Hoffnung und Licht“, sagte er bei einer Audienz mit der italienischen Presse. Es war eigentlich nur ein Nebensatz. Und doch zierte dieser am nächsten Tag jedes Titelblatt. Niemand wusste in diesen Wochen, was er wirklich damit meinte, dass es *Zeit für Licht* wurde. Jedenfalls war der Kardinal bereit, die Kirche neu zu definieren, sprach von einer Liturgie, die alle Religionen integrieren könne. Von einem Gott, der mehr Idee als Person sei. Er nannte Begriffe wie *Bewusstseinsreform*, *transzendente Offenheit*, *kosmisches Licht*, das die Welt erhellen sollte. Und zudem war Pellegrino ein Mann ohne Makel. Keine Skandale, keine Feinde, keine Dogmen, an denen er stur festhielt. Im Falle seiner Wahl versprach er, ein Papst der Liebe zu sein, wollte Refor-

men anstoßen, eine neue Spiritualität verankern, die Gott nicht mehr über die Menschen stellte, sondern *in ihnen* suchte.

Er war der Mann, von dem viele Gläubige schwärmten: „Wenn nicht er, wer dann?“

Auch die Medien überschlugen sich vor Euphorie.

CNN nannte Pellegrino im Falle eines Wahlsiegs den „Papst der Zukunft“. *Le Figaro* schrieb: „Ein Prophet für das neue Europa“. Die *New York Times*: „Der Brückenbauer in einer zerrissenen Welt“. *La Repubblica*: „Der Lichtkardinal – endlich ein Pontifex für das dritte Jahrtausend.“ *Le Monde*: „Charisma in rotem Samt.“ *Time Magazine*: „Der Auserwählte.“ *Der Spiegel*: „Mehr Ausstrahlung als Johannes Paul II. – mehr Relevanz als Franziskus.“

Nur eine kleine vatikanische Zeitung wagte einen düsteren und kryptischen Kommentar: „Seine Worte sind weich. Aber in ihnen liegt der Klang von Messern. Denn auch Engel sind gefallen.“

Niemand nahm Notiz davon, als das Blatt gleich darauf eingestellt wurde, weil der Beginn des Konklaves, der Papstwahl, verkündet wurde. Ein Ereignis von Weltbedeutung. Und in den Fluren, in denen einst Papst Innozenz XV. gebetet hatte, bewegte sich Pellegrino wie ein König im Exil, der nur noch auf seine Krönung wartete.

Am Morgen des Konklave-Beginns feierten alle Kardinäle im Petersdom die Messe *Pro Eligendo Pontifice*, die *Messe zur Wahl des Papstes*. Ein öffentliches Gebet für eine gute und von Gottes Geist geleitete Wahl.

Am Nachmittag versammelten sich die wahlberechtigten Purpurträger in der paulinischen Kapelle des Apostolischen Palastes und zogen dann in einer feierlichen Prozession unter Gesängen, wie etwa: „*Veni Creator Spiritus* – Komm, Heiliger Geist“, in die Sixtinische Kapelle ein. Dort begab sich jeder Würdenträger zu seinem zugewiesenen Platz. Danach leisteten sie einen feierlichen Eid der Geheimhaltung, über alles, was im Konklave geschah, strengstes Stillschweigen zu bewahren und sich an die Wahlvorschriften zu halten. Anschließend rief der Päpstliche Zeremonienmeister: „*Extra omnes!* – Alle hinaus!“, woraufhin jegliche Nicht-Wahlberechtigten, darunter Zeremoniare, Ärzte, Techniker für Notfälle, die Sixtinische Kapelle verließen. Danach wurden die Türen von innen und außen verschlossen. Die Kardinäle waren eingeschlossen, durften nur zur Essens- und Bettzeit oder in Ruhepausen wieder zurück ins Gästehaus, in dem sie wohnten.

Nur den Eingeweihten, den *Erleuchteten*, war zu diesem Zeitpunkt bewusst, dass das Unbegreifliche, das unsagbar Böse, das, wovor selbst Dämonologen nicht einmal zu flüstern wagten, nicht mehr außerhalb der Mauern lauerte. Stattdessen bereits lächelnd unter ihnen weilte, verkleidet in der makellosen Soutane eines Mannes, der die christliche Welt aus den Angeln heben wollte. Seine engsten Vertrauten, jene, die zu den freimaurerischen Logen gehörten – zu alten Netzwerken, die auf aristokratische Blutlinien, vergessene Kulte und esoterische Zirkel zurückgingen – wussten, wer er wirklich war.

Giuseppe Pellegrino.
Der Vorbereiter für den *Lichtbringer*.
Die Zeit war gekommen.



Vatikanstadt, Domus Sanctae Marthae.

Die Luft im modernen Gästehaus, in dem die Kardinäle während des Konklaves wohnten, war schwer von unausgesprochenen Erwartungen. Es befand sich innerhalb der Mauern der Vatikanstadt, südlich des Petersdoms und der Sixtinischen Kapelle und war in den 1990er Jahren unter Papst Johannes Paul II. gebaut und 1996 fertiggestellt worden.

Einer der Gäste, der argentinische Kardinal Bautista López, strich sich über die glatte, rote Seide seines *Pileolus*, seines kleinen, runden Käppchens, das auf dem Scheitel seines kahlen Hauptes thronte. Das monotone Summen der Klimaanlage war das einzige Geräusch, das die Stille der Gänge durchbrach, seit die schwere Holztür des Gästehauses mit einem kaum hörbaren, aber unwiderrufflichen Klicken verriegelt worden war.

„*Extra Omnes!* – Alle hinaus!“, hatte die Stimme des Zeremonienmeisters gedöhnt, und mit ihr war die Welt außerhalb verschwunden. Keine Handys, kein Fernseher, kein Radio, keine Computer, keine Zeitungen. Nur